

DENIZ OHDE

ROMAN



SUHRKAMP

ICH STELLE MICH

SCHLAFEND

SV

Deniz Ohde
Ich stelle
mich schlafend

Roman

Suhrkamp

Die Autorin dankt der Stadt Baden-Baden für das Baldreit-Stipendium 2020/2021, der Stadt Lüneburg für das Heinrich-Heine-Stipendium 2022 sowie InterArtes e. V. und Navid Kermani für das Gargonza-Arts Stipendium 2022.



Erste Auflage 2024

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Miriam Bröckel, Stuttgart

Umschlagfoto: Andy N. Smith, Toronto

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43170-2

www.suhrkamp.de

Ich stelle
mich schlafend

Für B.

Von solchem Glück benommen und krank vor Liebe, wusste sie nicht, was sie tun sollte; da ergoss die Lampe [...] von ihrer leuchtenden Spitze einen Tropfen siedend heißen Öls über die rechte Schulter des Gottes.

Apuleius: Das Märchen von Amor und Psyche

Und siehe, eine Frau war da, die hatte seit achtzehn Jahren einen Geist, der sie krank machte; und sie war verkrümmt und konnte sich nicht mehr aufrichten.

Das Evangelium nach Lukas 13,11

{ }
Brache

Lässt sich an einem Streifen Erde ablesen, was geschehen ist? War etwas zu erkennen auf diesem Grundstück, eingefasst von einem Baustellenzaun, der sich im heißen Sommerwind wiegte? Yasemin versuchte, sehr genau hinzuschauen, ob die Überreste sprachen. Ob die Backsteine sprachen, die da aus dem Sand ragten. Die Disteln und der Giersch, die bereits dazwischen sprossen. Es wirkte fast, als wäre erst vor kurzem ein bauplanerisch vernachlässigter Fleck Totland erschlossen worden, machte nicht der mit grauen Steinplatten verlegte Hinterhof die Trennlinie zum fehlenden Haus sichtbar, zeugten nicht die Spuren an der Wand des links angrenzenden Nachbargebäudes davon, dass sich dort früher eine Treppe befunden hatte. Sie war plötzlich zur Außenmauer geworden. Eine weiße Plastikplane verdeckte notdürftig den abgesprungenen Putz und hob sich im Wind wie ein Rock. Das Wurzelwerk des Götterbaums hatte sich unter die Steinplatten geschoben und verwandelte den Hinterhof in eine Hügellandschaft. Trümmerbaum hat man ihn früher genannt, weil er auf Asche gedieh, weil ihm unwegsame Landschaft und fruchtlose Böden nichts ausmachten, und jetzt wuchsen seine Ableger ungehindert, weil Ante nicht mehr wie in den Jahren zuvor die jungen Triebe aus der lehmigen Erde riss, bevor sie zu tief im Boden wurzelten.

Es war sehr still, sommerstill, nur die Plane raschelte, und Yase kam es vor, als sei es ihr eigener Rock, der da gehoben wurde. Das aschblonde Haar lag ihr als Zopf im Nacken, am

Morgen hatte sie sich mit letzter Kraft diese früher so gewohnte Frisur geflochten, aber der Strang fühlte sich falsch auf der Haut an, als habe Yasemin sich verkleidet und spiele sich nur selbst, eine wandelnde Tote, die eigentlich irgendwo unter diesem aufgeworfenen Sand verscharrt hätte liegen sollen.

Am Abend bevor das Haus verschwand, saßen Yasemin und Lydia hier vor dem KlickKlack auf dem Gehsteig. Ante hatte die wackligen Aluminiumstühle rausgestellt, ihnen Limonade gebracht, die Gläser fingen sofort zu schwitzen an, der Himmel war seltsam bleiern, wie von der brennenden Sonne ausgebleichen. Yasemin war zuletzt übernächtigt gewesen. Die sonst so reine und leuchtende Haut schien fahl, erstmals fielen ihr im Spiegel die feinen Linien um die Augen auf, die für eine Frau von fünfunddreißig Jahren nicht ungewöhnlich waren, in den letzten Wochen aber auf eine Art zutage traten, die anzeigte, dass sie mit etwas beschäftigt war. In sich zusammengefallen saß sie auf diesem Stuhl, sie konnte sich kaum mehr aufrecht halten vor Müdigkeit. Hinter Lydia sah sie die Häuser der Vogesenstraße aufragen. Ein Komplex aus zusammenhängenden Hochhäusern, in Schlangenlinie angeordnet, nachträglich an den Rand des Parks gesetzt, ein Karree Wiese mit Kiesweg drum herum, die in diesem Jahr gelb geworden war, der Kanal floss daneben durch ein Flussbett aus alten Kopfsteinen. An einer Stelle wurde er breiter und bildete einen gefährlichen Strudel. Die Vogesenstraße 45 bis 50 waren die einzigen hohen Häuser in der Gegend. Manche waren sechs, manche zehn Stockwerke hoch, die Blechverschalungen der Balkone reihten sich übereinander, und von ihrem Schlafzimmerfenster über dem weiß erleuchteten KlickKlack-Schild hatte Yase Lydias mit roten Gera-

nien bepflanzten Balkon im Erdgeschoss der 45 sehen können, sechs Stockwerke darüber die Balkontür ihrer Kindheit, aber im Wohnzimmer dahinter wohnten längst andere Leute. Die Betonfassade war einmal in einem pastellfarbenen Apricot gestrichen worden, um sie freundlicher wirken zu lassen, aber mit der Zeit hatte sie einen Grauschleier bekommen.

»Eine große Illusion war das, habe ich es dir doch gesagt, Schatz.« Lydias graues Haar rahmte ihr Gesicht in einem geraden Bob-Schnitt, die Lippen lila geschminkt, sie drehte die Limonade in den Händen. Allem, was sie sagte, hätte eine Geste folgen können, bei der sie Asche von einer Zigarettenspitze schnippte, aber Lydia rauchte schon lang nicht mehr, schon mindestens dreißig Jahre. »Das ist nicht gut für die Haut«, mahnte sie ihre Klientinnen, wenn diese sich auf ihren Behandlungsstuhl legten und sie den kalten Rauch in ihren Haaren roch. Es stimmte, von einer Illusion hatte Lydia von Beginn an gesprochen, und noch einige andere Ansprachen hatte sie versucht, aber nichts war zu Yasemin durchgedrungen. Wer rauchte, wollte es ja auch nicht verstehen. Fand immer eine Ausrede, warum es nun doch schön war. Sooft Lydia den Spruch vom Sargnagel im Mund brachte, die Antwort war immer, dass die Kaffeepause mit der Zigarette gemütlicher sei. Genauso gut hätte sie zu einem der Trinker in Antes Kneipe gehen können und ihm erklären, dass er sich seinen Alkoholismus nur einbilde. Der Trinker hätte durch sie hindurchgeschaut und den Schluck Schnaps heruntergewürgt, weil er es musste, nicht weil er es wollte. Es war eine Sucht, kein freudiges Saufen. Er litt darunter, aber er konnte nicht anders. Wie sollte man einem solchen Mann sagen, dass er das Glas einfach nur wieder hinzustellen bräuchte. Sich umdrehen und gehen, weil alles gar nicht echt war.

So musste Yasemin in der letzten Zeit auf Lydia gewirkt haben. Wie von einem alten Geist berührt, war sie durch die Räume gehastet und hatte alles in Frage gestellt. Ein Einbruch, den sie jetzt, im Rückblick, unerklärlich fand. Sie sah dieses Zerrbild ihrer selbst, wie es Lydia atemlose Vorträge hielt, fast manisch versuchte, ihr die Zeichen zu erklären, die sie gelesen haben wollte, in den Sternen, in Nummernschildern, in diesem heißen Sommer, der denjenigen vor zwanzig Jahren spiegelte, aber das allererste Zeichen las sie natürlich im Mond.

Yasemin fragte sich, ob einer der Backsteine, die da aus der Erde ragten, Teil der Einfahrt gewesen war, durch die sie täglich getreten war. Ein offener Gang, gerade breit genug für ein Auto, der auf den Hinterhof führte, wo jetzt die Mülltonnenverschläge still dalagen und der Baum seine Zweige in die Luft reckte, gebogen wie knochige Rutschen. Hier hatte sich früher die schwarze Nachbarskatze im schmalen Beet nah der Grundstücksmauer ausgestreckt, weil die Erde kühler war als die Steinplatten, der Baum warf seine Blüten ab, und die kleinen gelblichen, fast giftgrünen Dolden rieselten wie schwerer Schnee zu Boden und bedeckten ihr Fell. Die Katze hatte die Augen geschlossen, nur manchmal zuckte die Haut, wenn eine Blüte die Haarspitzen berührte, aber sie war nicht besorgt.

Das war die letzte Ruhe.

Yasemin sah sich an die Rückseite des Hauses treten, wo neben dem angebauten Schuppen der Eingang gelegen hatte. Hier führte eine Treppe am Hinterausgang des KlickKlack vorbei zu ihrer Wohnung im Dachgeschoss, das gleichzeitig der erste Stock war. Sie sah sich ihre Tür aufschließen, die über die Jahre auch Hermanns Tür geworden war, aus

dickem Holz, das sich in der Sommerhitze ausdehnte, sie musste sie mit mehr Kraft ins Schloss drücken als gewöhnlich. Diese Tür war ihre Sicherheit. Es störte sie nie, sie mit Hermann zu teilen, es war ganz selbstverständlich, er wuchs in ihr Leben hinein, und ihre Tür wurde zu seiner, ihr Bett zu seinem, ihre karge Einrichtung – weil sie es ruhig brauchte, weil ihre Augen sonst so rasten, weil ihre Gedanken mit ihr durchgingen – wurde zu seiner, auch die Wände, leer bis auf die Lichterkette über dem Bett, aber nicht so, dass er ihr Gebiet feindlich besetzte und unter seine Kontrolle bringen wollte. Er fügte den Gegenständen sanft welche hinzu.

Als Yasemin nach einem langen Tag nach Hause kam, stand er an der Spüle und trocknete Teller ab. »Ich brauche einen Tee«, sagte sie erschöpft, und Hermann sagte beiläufig: »Nimm doch meine neue Teekanne.« Es war die Kanne aus Glas, die sie gesehen hatten, als er sie anderntags von der Arbeit abgeholt hatte und sie über die Verkaufsflächen des Kaufhofs gegangen waren. »Komm, wir fahren noch in die Haushaltsabteilung«, hatte Hermann gesagt, weil er wusste, dass die sauberen Handtücher sie beruhigten, und sie hatten sich auf der Rolltreppe gegenübergestanden, Yase eine Stufe über ihm, sodass sie fast gleich groß waren. Sie umarmten sich nach zehn Jahren als innige Vertraute, während der schwarze Handlauf neben ihnen herglitt, etwas schneller als die Stufen, weil die Mechanik es unmöglich machte, sie exakt aufeinander abzustimmen. »Diese Kanne ist schön«, hatte Yase gesagt und übers Glas gestrichen. Sie fand sie schön, weil man hindurchsehen konnte. Stünde sie auf der Fensterbank, würde sie die Aussicht auf die Vogesenstraße nicht verstellen, das Glas war nicht anfällig für Verfärbungen, weil man jeden Winkel mit einer Drahtbürste von Teein säubern könnte. Wie klares Wasser sah die Kanne aus, und

das wollte Yasemin sein: klares, reines Wasser. Kein Speichel, der es kontaminierte, keine Fingerspitze, die eintauchte und Bakterien übertrug, keine Hautpartikel, die am Glas klebten. Sie waren so zäh, dass sie an allem haften blieben, was man berührte, so hartnäckig, dass nur eine Spur genügte, eine Streifung, um mit der darin enthaltenen DNA einen Mörder zu überführen.

»Nimm doch meine neue Teekanne«, Hermann sagte es mit seiner Yasemin vertrauten Witzstimme, so nannte sie es, wenn er diesen Tonfall anschlug, diesen gespielten Ernst. Yase drehte den Kopf und sah die durchsichtige Kanne auf dem Abtropfgestell, Hermann hatte sie schon abgewaschen, mit heißem Wasser jeden Keim erstickt, der in ihrem Bauch aus der Produktion hätte herübergeschleppt werden können.

Yasemin küsste Hermann fest auf den Mund.

Diese Wohnung gab es nicht mehr. Das Durchgangs- und das Schlafzimmer, den kleinen Flur, der zu Küche und Gasofen führte, das schlauchförmige Bad mit den alten glasierten Fliesen, mit dem Fenster zum Hinterhof, das flache Schuppendach schloss mit dem Fenstersims ab. Hier war Yasemin immer wieder zu sich zurückgekehrt. Das Bad war von jeher der Ort ihrer Ich-Werdung, schon in der elterlichen Wohnung hatte sie ihre Duschen in die Länge gezogen, bis jemand an der Tür klopfte. Es ging weniger um Eitelkeit als um den Vorgang: die routinierte Bewegung ihrer Hände beim Shampooieren des Haars, die Linien, die der Rasierer auf ihrem Bein zog, die Gesichtsmasken, die sie seit frühen Teenagerjahren von Lydia bekam. Aus Glycerin bestanden sie oder aus Silica, aus Heilerde und Ölen, je nachdem, was Yases Haut brauchte, je nach Alter. Was von einer ganzen Industrie als Lockmittel gedacht war, um äußerliche Makello-

sigkeit zu erreichen, deutete Yasemin um, ohne sich damals darüber bewusst zu sein, es war für sie eine Art alchemistisches Ritual geworden, bei dem sie als die eine ins Badezimmer hinein- und als eine andere wieder heraustrat. Es ging um das Abschließen der Tür und die blickdichten Fenster, hinter denen sie ihren Bademantel ablegen konnte, ohne zu frieren, hinter denen sich ihre Gedanken endlich beruhigten, während sie bei gedimmtem Licht die Körperhaut abrieb und hyaluronhaltige Paste auf dem Gesicht verteilte. Klar, jemand hätte sagen können, dass dies nur eine Ausrede war, dass sie trotzdem hereinfiel auf die Idee einer Schönheit, die es zu erreichen galt. Aber Yasemin fühlte sich bereits schön in dem Sinne, dass sie nichts an ihrem Erscheinungsbild ändern wollte, bis auf ihre Größe vielleicht, über die sich ihre Mitschüler manchmal lustig machten. Yasemin war groß, fast ein Meter achtzig. Ihre Haarfarbe war von einem ungewöhnlich kühlen Blond, die Augen blau, die Lippen voll, die Nase klein wie eine Drillingskartoffel und leicht nach oben gebogen. Trotzdem verdrehte sie nicht die Köpfe, wenn sie auf der Straße unterwegs war. Es war ihrem Kleidungsstil geschuldet, der sie farblos erscheinen ließ und bewirkte, dass sie mit dem Hintergrund verschwamm. Ihre Garderobe bestand nahezu ausschließlich aus Jeans und Baumwollshirts mit langen oder kurzen Ärmeln, in Weiß, Oliv oder Taubenblau. »Du bist ein kühler Sommertyp«, ermahnte sie Lydia, »trag doch mal ein paar Beerenfarben«, und Yasemins Antwort darauf war ein dunkellila Samthut, den sie auf einem Weihnachtsmarkt gefunden hatte, der Form nach eher ein verbeulter Zylinder mit breiter Krempe, die sich umschlagen ließ, und an der Borte einer Stoffblume aus demselben Material. »So habe ich das nicht gemeint«, sagte Lydia und drehte die Mütze unzufrieden in der Hand, aber Yase gefiel

sie, es war das einzig Exzentrische an ihr, und sie trug sie jeden Winter, bis die Mütze mitsamt ihrem Zuhause diesen Sommer dem Erdboden gleichgemacht worden war.

Sie stand ihrem Aussehen indifferent gegenüber, weil sie es konnte. Dass sie ihre Behandlungen und Intensivkuren manchmal mit dieser Verbissenheit vollzog, hatte mit etwas anderem zu tun. Dass sich manchmal ihre Kiefermuskulatur verkrampfte, wenn sie sich im Spiegel betrachtete, dass sie beim Kämmen an ihrem Haar riss wie an dem einer unfolgsamen Puppe, so wie sie es auch bei Lydias Klientinnen oft beobachtet hatte, bis diese ihnen sanft die Bürste aus der Hand nahm.

Was Yasemin mit ihren Badezimmerritualen verband, war die Idee einer Reinigung, die über das Körperliche hinausging. Ganz zu entkoppeln waren ihre Routinen vom Wunsch nach Makellosigkeit dann doch nicht, von der Assoziation von Schönheit mit Tugend, mit Reinheit im Sinne der Unschuld. Als könnte eine störende Erfahrung mit jedem Strich des Waschlappens über die nasse Haut ausgetrieben werden, als hätte sie einen versteckten Schmutz auf ihrem Körper hinterlassen.

»Schlaf doch ein paar Nächte bei mir«, schlug Lydia vor dem KlickKlack vor und nahm einen Schluck von ihrer Limonade.

Ante trat aus der Kneipentür. Es war ein langsamer Abend, da Dienstag, und noch nicht besonders spät. Die Trinker würden erst ab neun aufschlagen. Ein dichter dunkelbrauner Bart umrahmte Antes Gesicht, an den Schläfen ging er nahtlos in sein ebenso dunkles Haupthaar über, das an den Seiten kürzer geschnitten war. Sein Kopf bekam dadurch eine Kastenform, die seine weichen Züge ausglich; die Wangen, der volle Mund und die runden Augen, die gelegentlich etwas

wässrig wurden, und die Lachfalten drum herum. Trotz der ungesunden Arbeitszeiten sah er auf eine Weise frisch aus, die nicht zur Folge hatte, dass man sein Alter falsch schätzte, sondern, dass man seinen Geist als junggeblieben erkannte.

»Alles gut?« Ante trat an ihren Tisch, trocknete sich die Hände mit einem Geschirrtuch und betonte wie immer die letzte Silbe: *Alles gutt?* »Heute Bauerneintopf«, kündigte er das Gericht an, das er für die Nachtgäste schon auf dem Herd stehen hatte und von dem er Yase, wenn etwas übrig bliebe, bei Ladenschluss eine Portion vorbeibringen würde.

Eine Rückkehr zur Normalität schien möglich. Ante klopfte ihr auf die Schulter, bevor er wieder in der Kneipe verschwand. Yasemin war froh, von den Leuten, die ihr geblieben waren, angenommen zu sein. Glücklicherweise, dass sie zurückkehren konnte in die Welt, in die sie gehörte. Die Episode mit Vito war schon dabei, sich zu verflüchtigen wie ein schlechter Traum. Ein nachlassender Schmerz, auf den Entspannung und dann eine himmlische Müdigkeit folgen würden.

Das letzte Zeichen, das Yasemin noch rechtzeitig zur Besinnung gebracht hatte, war eine Ikone gewesen. Aufgestellt an einem Sommerabend vor drei Wochen auf einer Fensterbank im Erdgeschoss der Vogesenstraße 50, die Yase von ihrem Fenster über dem KlickKlack aus sehen konnte. Sie erkannte schemenhaft vier Gestalten, eine davon, in einen langen Rock gekleidet, stellte einen Holzrahmen auf den Vorsprung. Jede der vier zündete ein Windlicht an. So standen sie vor diesem Fensterbankaltar, zwischen dem undefinierten Gebüsch, das dort an der Hausmauer wuchs, und den Steinstufen zum Eingang. Sie drückten sich Taschentücher vor die Augen und schauten dieses Bild an. Yasemin wusste, wen es

zeigte. Sie wusste, dass Immacolata ihnen entgegenlächelte, ihr Gesichtsausdruck derselbe wie vor all den Jahren, als sie sich als Jugendliche, eigentlich als Kinder noch, angefreundet hatten. Die Zähne mussten nicht mehr von einer Zahnspange geradegerückt werden, aber die Mundwinkel gruben sich noch immer tief in die Wangen, der Pony fiel ihr auch als erwachsener Frau noch in die Augen.

Und was siehst du jetzt, Yasemin? Sie sprach es zu sich, vor der Brache stehend: Du kannst dich noch so weit vorbeugen, noch so sehr deine Stirn gegen den Drahtzaun drücken, als schautest du durch ein Schlüsselloch, in den verstaubten Mülltonnenverschlagen wirst du nichts erkennen, die Steine sprechen nicht, wofür soll ein zerstörtes Haus ein Zeichen sein? Pass auf, dass du dir keinen Zug am Auge holst. Du hast doch immer nur nach Positivem gesucht und nie die bösen Omen gesehen. Eine Gabe hast du, dir alles so zurechtzulegen, dass es passt. Eine Gabe, den Standpunkt zu wechseln, die Perspektive. Und schau, wo es dich hingebracht hat. Was siehst du jetzt hier? Was kannst du anderes als Zerstörung sehen? Die Ruhe deiner Wohnung gibt es nicht mehr. Deine Glasteekanne gibt es nicht mehr.

Hinter ihr parkte ein Auto. Ante stieg aus; er trug einen grauen Anzug, der ihm etwas zu groß war, ein ungewohnter Anblick, Yase kannte ihn nur in Jeans, einem weißen T-Shirt, mit einer Schürze oder einem Geschirrtuch über der Schulter. Es war viel zu heiß für diesen Aufzug, Ante standen schon nach den wenigen Metern über die Straße die Schweißperlen auf der Stirn. Er stellte sich neben sie, und nach einem kurzen Blickwechsel schaute er mit ihr auf die Brache, als stünden sie auf einer Aussichtsplattform, als gäbe es da zwischen den Steinen und dem Unkraut etwas zu entdecken.

»Nichts mehr. Alles weg«, sagte er und strich sich durch den Bart. Er sah Yase an und suchte in ihrem Gesicht nach einer Reaktion. Sie nickte: »Alles weg.« Aus der Innentasche seines Sackos zog Ante eine Flasche hervor. »Rakija«, erklärte er, »von meinem Onkel gebrannt.« Er schraubte die Flasche auf und streckte den Arm durch eine der Zaunmaschen. Ein Tropfen Schnaps traf auf die heiße Erde. »Möge Gott für ihn sorgen«, sagte Ante und gab die Flasche an Yase weiter. »Du hast überlebt.«